

Leseprobe aus:
Ruth Klüger
Gegenwind



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2018





RUTH KLÜGER

GEGENWIND

Gedichte und Interpretationen

Paul Zsolnay Verlag

Mit freundlicher Unterstützung
der Kulturabteilung der Stadt Wien

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-552-05882-8

Alle Rechte vorbehalten

© Paul Zsolnay Verlag Wien 2018

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Autorenfoto: © Zsolnay Verlag/Margit Marnul

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

VORWORT

Gedichte (auch die toderntesten!) sind eine spielerische Gattung von Sprachexperimenten, die zwischen realistischer Weltbeschreibung und wortloser Musik akrobatische Kunststücke aufführen. Die Musik besticht, der Inhalt will belehren. Das reimt sich nicht immer zusammen, auch dort, wenn und wo gereimt wird. Gedichte sagen etwas aus, aber sie sind zu kompakt, um das Ausgesagte auch noch zu erklären. Denn ein Gedicht ist entweder ein Rätsel oder ein Geheimnis. Der Unterschied zwischen diesen beiden verwandten Möglichkeiten ist der, dass ein Rätsel gelöst werden kann, während ein Geheimnis immer etwas Verborgenes zurückhält und uns im Unklaren belässt. Ein gutes Beispiel für Letzteres ist das Gedicht von Ilse Aichinger über den Glauben, der so intim mit dem Zweifel verwandt ist (S. 47). Oder das von Hebbel, in dem aus einem verhinderten Unfall eine unheimliche Beschwörung alter Mythen entsteht (S. 17). Ein gedichtetes Rätsel hingegen hat einiges gemeinsam mit einem Kreuzworträtsel, bei dem wir den verschlüsselten Hinweisen langsam auf die Schliche kommen, aber dann doch am Ende mit kleinen weißen Quadraten steckenbleiben, nämlich da, wo die Rätsellöserin nicht weiterwusste. Im Gedicht sind das die Stellen, die man nicht versteht. In der Prosa kommen viel eher die notwendigen Ergänzungen hinzu. Im Gedicht will man sie oft gar nicht. Etwa in Kurt Tucholskys Gedicht über die Todesangst, aus dem nicht zu ermitteln ist, ob der Mut, ausgedrückt in humorvollen Bildern, siegt oder doch die Verzweiflung und die Angst die Oberhand behalten. Ein Schwebezustand, bei dem wir, als Leser, gerne auf die letzte Lösung verzichten (S. 38).

Solche Gegensätze sind wohl ein Grund, warum keine zwei Leser dasselbe Gedicht lesen. Sie lesen nur denselben Text. Und so hat jeder Interpret eines Gedichts mit mehr Widerstand sei-

ner Lesart zu rechnen, als wenn es sich um Prosa handelte, die von der Gattung her zugänglicher ist. Und doch ist gerade dieser Widerstand anregend, denn er fördert das Gespräch, das die Lyrik braucht, um brauchbar zu bleiben. Diesen Widerstand nenne ich einen Gegenwind zum Gedicht selbst. Daraus entstehen Kommentare, in denen sich die Prosa einmischt, um dem Gedicht zu dienen.

Die *Frankfurter Anthologie*, in der die Gedichtinterpretationen im vorliegenden Band zuerst erschienen, veröffentlicht seit vierzig Jahren in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* jeden Samstag ein Gedicht mit einer kurzen Interpretation, alte und neue Gedichte, besprochen von alten und neuen Interpreten für ein zunehmendes und scheinbar nicht müde werdendes Publikum. Die Beiträge sind schnell zu lesen, intuitiv und nicht akademisch, ein Happen auf dem Weg von den politischen zu den finanziellen Nachrichten, das heißt, sie stehen mitten im Leben, und man kann den ganzen Tag und darüber hinaus davon zehren, ohne viel Zeit zu verlieren. Manchmal ist man verblüfft, wie anders ein Gedicht, das man zu kennen und zu verstehen meinte, eine andere Leserin berührt, man widerspricht dem Kommentar oder nickt in Zustimmung oder fühlt sich bereichert um einen neuen Gedanken. Man lernt neue Gedichte kennen. Man ruminert, sagt vielleicht das Gelesene halb auswendig vor sich hin, um es auszukosten, wenn man allein ist, oder man redet mit Freunden und Kollegen darüber, das Gedicht macht die Runde, wie ein guter Wein.

Der Gründer der Anthologie, Marcel Reich-Ranicki, beschränkte die Auswahl auf ausschließlich deutsche Gedichte. Seit seinem Tod ist eine weitere Dimension hinzugekommen, nämlich fremdsprachige Verse in Übersetzung, also ein Schritt in die Weltliteratur. Das öffnet Türen zu neuen Gedankengängen, doch es konfrontiert uns auch mit neuen Schwierigkeiten, denn im Grunde kann man ein Gedicht gar nicht übersetzen. Man kann nur seinen oberflächlichen Inhalt wiedergeben und

bestenfalls einen Geschmack seiner poetischen Eigenart andeuten. Und doch liegt der Reiz des Übersetzens gerade in der von vornherein eingesehenen Unmöglichkeit, dem Gedicht gerecht zu werden: etwas versuchen, was nicht gelingen kann. Wobei dann doch paradoxerweise etwas Eigenständiges entsteht, nämlich Einsicht in die Abhängigkeit und Verwandtschaft der Sprachen und Literaturen voneinander, eine Vermittlung und dadurch eine Annäherung ohne Vereinnahmung. Man denke zum Beispiel an das Brecht-Zitat im Gedicht von Adrienne Rich (S. 100). Richs Gedicht ist selbständig, aber die Dichterin stützt sich auf des deutschen Dichters Dilemma, zwischen Ästhetik und Aktivismus wählen zu müssen, und zeigt, wie der eine Weg zum anderen führt und die Länder und Sprachen in dieser Diskussion über Dichtung vereint.

Am besten, man setzt Original und Übersetzung nebeneinander, was dem Leser eine sofortige Übersicht und Einblick in die kritische Auseinandersetzung gewährt. Am Anfang meiner Kommentare kommt zunächst, wenn nötig, eine knappe Auskunft über den Dichter, nur gerade so viel, als für dieses bestimmte Gedicht notwendig ist. Denn es geht ja um die Dichtung, nicht um Literaturgeschichte. Der Reiz der Anthologie ist gerade die Kürze sowohl des Gedichts wie der Interpretationen. Reich-Ranickis noch immer geltender Maßstab und Vorschrift für die Maximallänge des Textes war Goethes Gedicht »Grenzen der Menschheit«, also höchstens 42 Verse und dann etwa zwei Seiten Kommentar.

Ich werde manchmal gefragt, wie ich mir die Gedichte ausuche, die ich interpretiere, die deutschen sowohl wie die aus dem Englischen, meiner Zweitsprache, übersetzten. Die Antwort ist, ich suche sie gar nicht aus, sondern sie sind mir sozusagen zugelaufen wie streunende Katzen, aus einer ganzen Menagerie von Versen, die mir im Kopf spuken oder mich aus Büchern, Liedern oder dem mündlichen Gemeingut anspringen, wie etwa die von Emma Lazarus auf der Freiheitsstatue

verewigten Verse (S. 78), oder sogar aus der Zeitung, wie Jane Hirshfields Aufruf zum Kampf gegen den Klimawandel und die Verschmutzung unseres Planeten (S. 104). Manche habe ich lange mit mir herumgetragen, wie etwa Chamissos Heimweh, das er in einer Fremdsprache wiederaufleben ließ, die ihn zum Europäer stempelte, der in kein Land gehörte, weil kein Land ihm gehörte (S. 13). Ich habe sie mir einzeln vorgenommen, weil sie mich einzeln entzückten oder herausforderten, ohne an ihre eventuellen Gemeinsamkeiten zu denken. Obwohl meine Auswahl also auf keinem Plan oder Muster beruht, fällt mir auf, wie oft sie zwischen Außen- und Innenwelt wie die Seiltänzer balancieren. Immer wieder interessieren mich Zusammenhänge zwischen Politik und Poesie, wie in dem eben erwähnten Gedicht von Adrienne Rich oder in dem feinen psychologischen Porträt eines Mitläufers in Heinrich Deterings »Becher« (S. 57) oder in Rilkes unerwartet politischem Sonett über die Todesstrafe in seinen (ausgerechnet!) *Sonetten an Orpheus*, in dem er davor warnt, die Abschaffung von Folter und Todesstrafe als humane Errungenschaft zu überschätzen, und stattdessen »gesteigerte Herzen« fordert (S. 27). Diese merkwürdige Forderung ist beim Nachdenken gar nicht so sentimental, wie sie zuerst klingen mag. Weibliche Traumata tauchen in Grünbeins Gedicht über Vergewaltigung (S. 50) und in Anne Sextons über eine illegale Abtreibung (S. 94) auf und erinnern uns daran, dass solche Erfahrungen, obwohl ganz gewöhnliche Vorkommnisse in der Gesellschaft, in der Lyrik bis vor kurzem praktisch tabu waren und es weitgehend noch immer sind. Bei Grünbein ist der alte, erinnerte Schrecken eingebettet in eine poetisch/sprachliche Tradition, die in der harmlosen und so deutschen Silbe »ach« aufscheint. Manche wieder ergänzen einander in überraschender Weise, wie zum Beispiel der Optimismus über eine Zukunft ohne Rassenvorurteile in Langston Hughes' »Auch ich« (S. 89) und dagegen die musikalisch ansteigenden Hetzereien gegen eine eingewanderte Eigenbrötlerin in Georg Kreislers gruse-

ligem Lied »Die Hexe« (S. 42); oder Stephen Cranes und Hermann Hesses pazifistische Gedichte (S. 83 & S. 35), das eine über die Toten und ihre Hinterbliebenen, das andere über Menschen, die sich von der Kriegserfahrung nie erholen konnten. Anders gesagt, das Nebeneinander dieser Gedichte ganz verschiedener Herkunft ergibt oft ein Miteinander von »Aha«-Momenten.

Die weitverbreitete Meinung, Lyrik sterbe aus, basiert auf Statistiken, die der Sache nicht gerecht werden. Wenn Lyrikbände nicht den Umsatz von Krimis haben, so kommt das daher, dass Krimis Wegwerfware sind. Dagegen sind Lyrikbände eine Art Dauerware. Goethe wird öfter aus dem Schrank geholt als ein vergilbter Agatha-Christie-Roman, wenn man einen solchen nach erstem Lesen überhaupt noch besitzt. Fast jeder von uns hat ein Lieblingsgedicht, und jeder kann irgendwelche Gedichtzeilen zitieren, mit der Prosa versucht man es meistens erst gar nicht. Die Klage über den Verfall der Lyrik wurde erst kürzlich widerlegt durch die Verleihung des Literaturnobelpreises an einen berühmten Liedermacher für seine Texte, also seine Gedichte. Lyrik lebt, die *Frankfurter Anthologie* ist ein Beweis.